

Die Extrakte des Evangeliums Religionskritik antifundamentalistisch: Eduard Mörikes «Wispeliaden»

Liebmund Maria Wispel, so heißt der Dichter der «Wispeliaden», dieser humoristischen Rollendichtung Eduard Mörikes aus dem Jahr 1837. Sie war nur für die Schublade des Cleversulzbacher Pfarrhauses bestimmt – der Öffentlichkeit ferner als alles, was dieser Selbstverberger jemals geschrieben hat. Lesen durften diese Gedichte höchstens einige der ältesten Mitglieder des Tübinger Freundschaftsbundes aus Stiftszeiten, darunter neben dem «Urfreund» Wilhelm Hartlaub auch Ludwig Bauer, dem sie als *Sr. Wohlgeboren Herrn Professor Luigi de Bauer* gewidmet sind. Veröffentlicht wurden die «Wispeliaden» erstmals in der Mörike-Ausgabe von 1909, und eine ihrer ersten Liebhaberinnen hieß Rosa Luxemburg.

In diesen *Piccen*, wie der Verfasser sie in seinem verwispelten Vorwort nennt, spricht sich einiges an schrulliger Boshaftigkeit aus – mehr als Mörike sich *coram publico* je geleistet hätte und auch hätte leisten können; er, der renommierteste Sozialfall der württembergischen Amtskirche, den das Konsistorium bei vollen Bezügen lange gewähren ließ, ohne vollen Einsatz von ihm zu verlangen. Denn immerhin war dieser Pfarrer ja auch der bedeutendste schwäbi-

sche Dichter in romantischer Zeit! Was nicht heißen soll, dass Mörike in religiösen und politischen Dingen keine klar umrissene Haltung besessen hätte; er behielt sie eben für sich oder gab sie lediglich im kleinsten Umfeld preis, mit anderen Worten: Er wagte allenfalls, sie zu wispeln, sprich: dahinzuzischeln oder in ein vertrautes Ohr zu flüstern – wurde ihm doch gerade in diesen Jahren am Beispiel seines Freundes David Friedrich Strauß schmerzlich bewusst, welcher Preis für öffentlich vorgetragene

Religionskritik zu entrichten war, vor allem wenn man selbst auch noch zur Kirche gehörte: mindestens der Verlust von Amt und Würden, in Straußens Fall die sofortige Enthebung von der angesehenen Repetentenstelle im Evangelischen Stift zu Tübingen.

«Wispeliaden» hat Mörike dieses runde Dutzend Dichtungen selbst nie genannt, das tat erst ein späterer Editor. Er selbst sprach scheinbar arglos von «Sommer sprossen», damit in gekonnter Unbeholfenheit eine postklassizistische Poetik des programmatisch Unebenen umreißen, des gleichsam Gefleckten und Gesprenkelten, ja des Unreinen, so wie es im folgenden Gedicht angedeutet ist:



Aus der aquarellierten Tuschezeichnung Rudolf Lohbauers, die wahrscheinlich Eduard Mörike im Kreis seiner Tübinger studentischen Freunde um 1826 zeigt, scheint der unbekümmerte, freie Geist der ein Jahrzehnt später entstandenen «Wispeliaden» auf. Mörike wohl links hinten mit dem Kranz auf dem Hut.

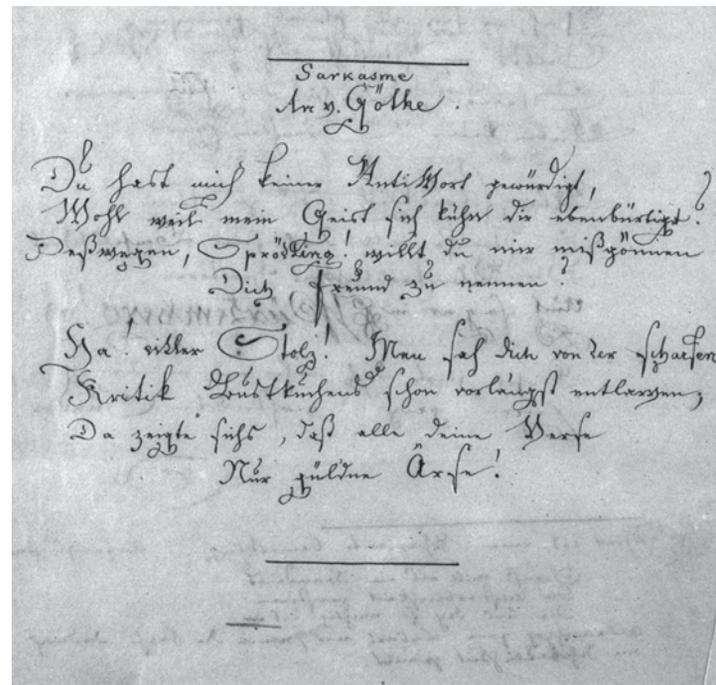
Sarkasme
An v. Göthe

Du hast mich keiner AntiWort gewürdigt,
Wohl weil mein Geist sich kühn dir ebenbürtigt?
Deßwegen, Sprödling! Willt du mir mißgönnen
Dich Freund zu nennen?

Ha! eitler Stolz! Man sah dich von der scharfen
Kritik Bustkuchens schon vorlängst entlarven;
Da zeigte sichs, daß alle deine Verse
Nur güldne Ärse!¹

Doch der Name Wispel steht unverkennbar auch für das Läppisch-Kindisch-Böse, das Mörike an sich selbst zeitlebens unterdrücken musste, und zwar nicht nur, weil es ein geregeltes Zusammenleben mit anderen unmöglich gemacht, sondern weil es auch jede ernste Poesie – jenes pathetische *Denk es, o Seele!* – vereitelt hätte. Ganz im Stillen, als heimlicher Sarkast, lebte er es dennoch aus, ließ es wenigstens in den «Wispeliaden» oder auch in manchen Gelegenheitsgedichten Sprache werden, um verbal zu entschlacken und zu entgiften, so wie der von ihm geliebte Mozart es in seinen «Bäse»-Briefen praktiziert hatte. In Prousts Sinne wären die «Wispeliaden» als *pastiches* zu betrachten, also parodierende, persiflierende, den eigenen Stil hegende und pflegende Schreibübungen. Durch sie, so könnte man sagen, versuchte der Dichter sein stilistisches Immunsystem gegen die Infektionen der Sprachdummheit zu stärken, der eigenen wie der gesellschaftlichen; mit ihnen arbeitete er seinen beinahe kindlichen Sprachüberschuss, ja, seinen Schwalldrang ab (der auch einem Poeten von Mörikes Rang keineswegs fremd gewesen zu sein scheint).

Doch die Wispel-Figur ist älter als alle «Wispeliaden», und sie ist nicht von Anfang an als Dichter, beziehungsweise «Dichtel» angelegt, wie Mörike, stets zu Albereien neigend, sagt. Im «Maler Nolten», wo sie zuerst auftritt, firmiert Wispel noch als Sigismund, nicht als Liebmund und ist von Beruf Barbier. Einer seiner hervorstechenden Charakterzüge ist die Prahlucht. Ja, er ist ein regelrechter Hochstapler, der es glänzend versteht, zu imitieren. Vollendet gibt er den Dichter (der er – noch – nicht ist), den Schauspieler, den schnauzbärtigen Südländer und Weiberhelden, dann wiederum reüssiert er als Kunsträuber oder halbseriöser Reiseleiter. Sein Proteusertum ist unheimlich und unerschöpflich. Er gleicht einer Kirsche ohne Kern. Und wirkt vollkommen identitätslos. Ein Original einzig und allein darin, dass er restlos aus Kopien besteht. Fast sieht es so aus, als wolle Mörike in Wispel den heraufkommenden modernen Typus ansichtig machen. Oder er hat sich einfach



Sarkasme an v. Göthe.

noch nicht entschieden, was aus diesem Wechselbalg werden soll, der ohne weiteres auch der literarischen Werkstatt Jean Pauls oder E.T.A. Hoffmanns entsprungen sein könnte. Mit dem Zeichenstift hat Mörike diese Kreatur vorn auf das Wispel-Heft gesetzt, das sich im Nachlass fand: ein leicht dämonisch wirkender Stutzer mit Stock und steifem Kragen, fein frisiert, ja toupiert, wie es scheint. Und wie der Habitus, so auch der Geist und die Sprache: überwiegend biedermeierlicher Bildungsschwulst, präziöse Fehl- und Neubildungen. Für Bier sagt Wispel *Hopfenmälzling*, für Landkarte *Flächendeuter*. Und in seine allzeit ausufernde Rede sind Dialektbrocken, Latinismen und kratzfüßiges Altfranzösisch vermengt – bis sein Schöpfer beschließt, ihn auch noch dichten zu lassen! Unter anderem dieses (den Literaturbetrieb der Zeit famos parodierende) Vorwort – womit die «Wispeliade» als literarische Zeitkritik ein zweites Mal zur Welt kommt und die grobwitzigen, im Grunde aber unoriginellen Spießerprüche Wispels vergessen macht: *Gefühle der Bescheidenheit beseelten mich bei Auszwardung dieser Poemen. Allein die Stimmen zerschiedener Kenner und Mäzenaten, welche meiner poetischen Arterie einen, wohl nicht ganz fehlgreifenden Beifall zugeflüstert, ermutigte mich zu dieser literärbezüglichen Entreprise. Unschwer würde es gewesen sein, die Banzahl der hier präsentierten Piecen auf das dreifache zu steigern, doch (mancher) Kenner und Patron bemerkte, daß Gedichte, zumal Lyriken von gegenwärtigem Genre, wenn sie en masse antreten, nachgerade äkelhaft zu werden pflegen. Lange Vorreden sind die Sache eines auch nur halbwegs bedeutenden Schriftstellers nicht; es wäre daher lächerlich, abstrakt, ein*



Kolorierte Tuschezeichnung von Eduard Mörike auf der Heft-rückseite der Sommersprossen:

Portier: Des ischt a saubere Arbet! Kreuzschwernoth! Des gfallt mer!

Prof. Es is' Ihnen vielleicht selbst interessant, die hier obschwebenden scientifischen Motive kennen zu lernen sie lahsen sich digitaliter aufzählen und ungefähr folgen = der Ma -

Port. Raus aus der Rabatt! Was brauch i dia Faxe do!
Raus! Sag i! Do naus goht der Weg auf d' Polizei!
Zu der Ballade
Der Straefling

weiteres Wort hinzuzufügen. Alles weitere ist in der Nachschrift angeschifft (...).»

Voll Lust an Lautmalerei und Zungenschlag:
Worte aus der Welt von Wispels Spezialsprache

Auszwarcken, anschiften, Banzahl – damit sind wir in die Welt von Wispels Spezialsprache eingetreten, und man darf bei diesen Wörtern annehmen, dass sie auch aus Freude am Klang, aus Lust an der Laut-

malerei geschaffen wurden. Zugleich aber stehen sie dem Lexikon näher als man denkt: *auszwarcken* kommt bestimmt nicht wie andernorts vermutet von «Zwerg», sondern wohl eher von «zwarcken», was soviel heißt wie «stechen», «rupfen», ein Wort, das sich mühelos im Grimmschen Wörterbuch finden lässt. Ähnlich ergeht es einem mit *anschiften*, dessen mögliches Vorbild «schäften» ebenfalls bei den Grimms steht und bedeutet: *einen Schaft anbringen*. Doch davon einmal abgesehen: *anschiften* für «anfügen» ist nicht weniger als die genialische Vorwegnahme eines Computerbefehls! Der Rest scheint etymologisches Spiel, wenn auch nicht mit dröhnendem Wahrheitsanspruch wie bei Meister Eckart oder Meister Heidegger, sondern eher wie bei James Joyce in seinen *etymys*: Die virtuellen Möglichkeiten der Sprache sind vielleicht schon morgen die virtuellen Möglichkeiten der Welt.

Religionskritik hat Mörike in den «Wispeliaden» zweimal geübt, einmal in dieser, wie ich finde, schönsten und witzigsten «Wispeliade»:

Sarkasme wider den Pietism

Wer wissen will wie baigen, wie pikant
Der Christianism öfters Hand in Hand
Mit feinem Sünden-Reize webt
Dem biet' ich folgendes Rezept:
(Mir wismet es ein Pietist
Der doch zugleich Lyäens nicht vergißt).

Man nimmt ein altes Evangelien-Buch,
Um es in lauem Branntwein einzuwaichnen
Bringt's unter die Compreß', um es dann
durch ein Tuch

Bis auf den letzten Tropfen auszulaichnen:
So hast du einen Extrait d'Evangile,
Der mit Bedacht goutirt seyn will
Du hast – ein Tröpfchen unter deinen Wein –
Ein wonne-schmerzlich Reu- und Buß-Tränklein!

Wunderbar und völlig überzeugend erscheint mir vor allem der Extrakt-Gedanke! Mörike könnte ihn sich bei den Alchimisten ausgeliehen haben. Dann die Vorstellung des komprimierbaren Buchs, das «*Auslaichne*», es ist wohl eine Anleihe beim alles für möglich haltenden Materialismus der Epoche. Drittens die Berufung auf einen Vertreter des Pietismus selbst als Quelle des rezepturalen Wissens; also auf einen, der es *wismet*, eine Mixtur offenbar aus «weisersagen», «flüstern», «widmen» und «wispern». Und wer war es noch einmal gleich, den dieser Pie-

tist nicht vergisst? Lyaïos, den «Löser» – so heißt Dionysos mit einem seiner Funktionsnamen: Lyaïos erlöst die Menschen von allzu starkem Lebensdruck, ein Sorgenbrecher auf altgriechisch.

Letzte Zeitebene, die dem Gedicht eingezogen ist: der Barock, vertreten durch das *wonne-schmerzlich Reu- und Buß-Tränklein*. So fließen im Pietismus Möriker Bauart mehrere Weltanschauungstraditionen zusammen. Außerdem haftet dieser Religion etwas zutiefst Menschliches an: Sie hilft eine Last tragen, indem sie Entlastung gewährt. Steinhartes Dogma scheint sie nicht zu sein. Im damals tobenden schwäbischen Kulturkampf wäre eine so maßvolle Sicht auf den Pietismus eher die Ausnahme gewesen ...

Württemberg nach 1830: Zwischen mittelalterlicher Endzeithoffnung und irdischer Fortschrittsreligion

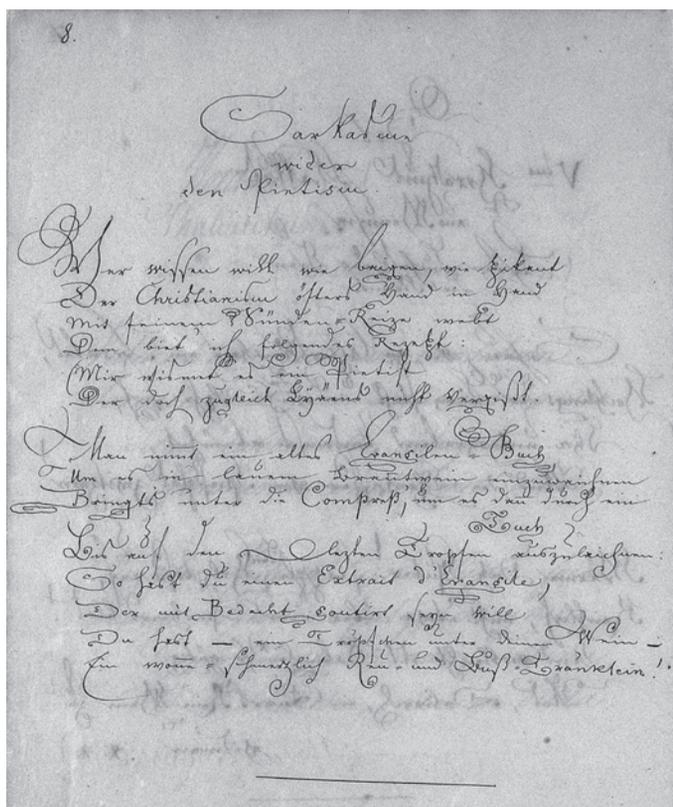
Die Jahre zwischen 1830 und 1840 markierten besonders im Königreich Württemberg einen noch nie

spiel – und mit diesen Berufen auch neue Menschen, neue Menschenbilder und -anforderungen. Alles Entwicklungen, denen die Pietisten sich machtvoll entgegenstellten, da ihnen das neue ökonomische Handeln ganz und gar nicht gottgefällig erschien.

Auch andere Umstürze zeichneten sich ab, Umstürze, die den Glauben und die Bibel betrafen. So erschien 1835 mit einem in ganz Europa vernehmlichen Paukenschlag ein Buch des schwäbischen Theologen und Mörike-Freundes David Friedrich Strauß, mit dem Titel: «Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet». In diesem 1000-Seiten-Wälzer wurde gefordert, dass die Heilige Schrift fortan nicht mehr buchstäblich als Gotteswort zu lesen sei, sondern als Mythos, der von Menschen mit ihrer höchst eigenen Geschichtlichkeit erzählt worden war; mit der Folge, dass nun der christliche Glaube neu erfunden werden müsse und sich nicht länger auf die Überlieferung der Evangelien stützen könne. Ein schwerer Schlag für die Altgläubigen und ihre Buchstaben-treue – um so mehr, als viele Pietisten nach wie vor glaubten, im Jahr darauf werde die Zeitenwende anbrechen, die der schwäbische Prophet Albrecht Bengel rund hundert Jahre zuvor für das Jahr 1836 vorausgesagt hatte: das Ende der Geschichte und der Beginn des tausendjährigen Gottesreichs.

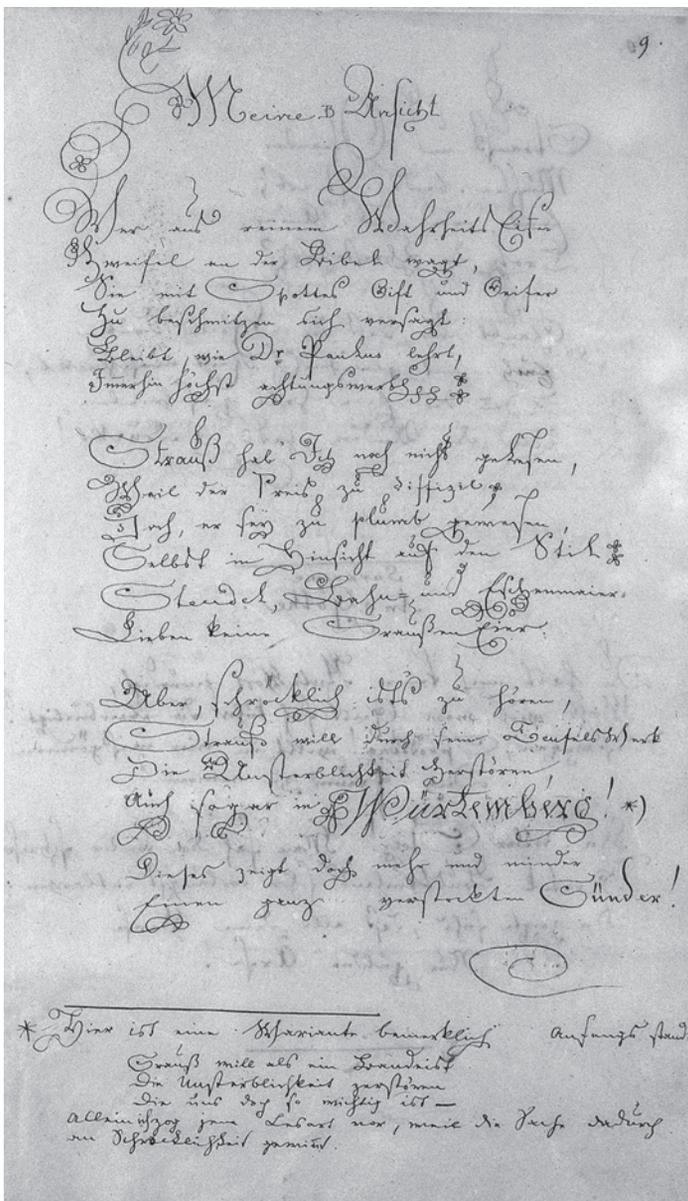
Hier also noch spätmittelalterliche Endzeithoffnungen, dort die irdische Fortschrittsreligion – aus diesem Widerspruch *musste* ein Glaubenskrieg entstehen. Und er wurde mit harten Bandagen ausge-tragen, von den Pietisten selbst, für die Strauß sich als Hauptwidersacher und altböser Feind anbot, aber auch von den Gegnern der traditionellen Reli-giosität, die sich – salopp gesagt – die Zukunft von einem Haufen Fundis nicht vermiesen lassen woll-ten. Friedrich Theodor Vischer, Privatdozent in Tübingen, schlug in diesem Kampf die kriegereichsten Töne an, er nannte den Pietismus eine *Krätze, eine Eiterung der besten Kräfte des Geistes*, pathologisch realitätsuntüchtig, ja sogar geistig umnachtet. *Pietist, schreibt Vischer, ist, wer nach Religion riecht.*

Doch es gab auch andere Stimmen, moderatere, die dafür plädierten, die fortschrittskeptischen Pie-tisten nicht zu verteufeln, sondern sanft zu überzeu-gen und in die Moderne mitzunehmen, in eine welt-haltige Wirklichkeit diesseits religiöser Utopie. Zu diesen Stimmen gehörten ein paar württembergi-sche Frühliberale wie der Pfarrer und Publizist Johann Gottfried Pahl, die ganz auf Lernfähigkeit setzten und den Pietisten zuriefen, dass doch auch sie im Besitz einer gottgegebenen Vernunft seien und diese Vernunft gebrauchen könnten, ohne ihren Glauben zu schänden. Diese Stimmen sollten recht behalten: In nur wenigen Jahrzehnten entstand in



Sarkasme wider den Pietism.

dagewesenen Aufbruch zu neuen Zielen. Die Indus-trialisierung begann, das Eisenbahnwesen kündigte sich an, die Dampfmaschine beschleunigte die Warenproduktion. Die Ökonomie sollte alsbald jenen prominenten Platz im Gesellschaftsleben ein-nehmen, den sie bis heute innehat. Jede Menge neuer Berufe kamen in die Welt, der Ingenieur zum Bei-



Meine BAnsicht.

Württemberg ein pietistisch geprägtes Unternehmertum, das die Verpflichtung für die arbeitenden Menschen über die Lust am Profit stellte, etwa (die gar sozialistisch angehauchten) Vater und Sohn Blumhardt in Boll sowie Gustav Werner in Reutlingen; sie vertraten sozusagen den zweiten Weg des schwäbischen Kapitalismus.

Alle, die um einen fairen Ausgleich zwischen Liberalen und Pietisten bemüht waren, möchte ich der Mörke-Fraktion zuschlagen, verantwortungsbewusste Intellektuelle, die mit intelligentem Witz, aber auch Weichherzigkeit und Nachsicht ans Werk gingen und beiden Kampfparteien empfahlen, auf Hasstiraden zu verzichten. Sie scheinen bereits damals gewusst zu haben, dass Aufgeklärtsein nicht unbedingt vor Fundamentalismus schützt! Mörke indes hat vorgemacht, wie dieser Humor im Feld der Literatur hätte beschaffen sein können, auch wenn er es nur im Verborgenen, im stillen Winkel seiner

«Wispeliaden»-Werkstatt tat – und dennoch mit magischer Wirkung direkt hinein in eine zerstrittene Öffentlichkeit, die von seinen Bemühungen überhaupt nichts ahnte ... womit ich beim zweiten Beispiel Mörikescher Religionskritik in den «Wispeliaden» wäre:

Meine BAnsicht

Wer aus reinem WahrheitsEifer
Zweifel an der Bibel wagt,
Sie mit Spottes Gift und Geifer
Zu beschmitzen sich versagt
Bleibt, wie Dr. Paulus lehrt,
Immerhin höchst achtungswerth.

Strauß hab Ich noch nicht gelesen,
Weil der Preis zu diffizil;
Doch, er sey zu plumb gewesen,
Selbst in Hinsicht auf den Stil.
Stedel, Bahn- und Eschenmaier
Lieben keine StraußenEier.

Aber, schrecklich ist's zu hören,
Strauß will durch sein TeufelsWerk
Die Unsterblichkeit zerstören,
Auch sogar in Württemberg!
Dieses zeigt doch mehr und minder
Einen ganz verstockten Sünder!

Strauß und Osiander
Müssen beide sterb',
Einer wie der Ander,
Trotz der Christoterp'!

Glaubt nur, daß die Hölle drüben
Euch mit gleichem Recht verschluckt,
Denn der eine hat's geschrieben
Und der Andere hats gedruckt! ²

Was Mörke allenthalben für seine Zeit sucht, könnte man die lebensstüchtige Wahrheit der Religion nennen. Kein Köhler- und kein Kinderglaube. Eine menschenfreundliche und zugleich wahrhaftige Konfession. Nicht Konvention und Unterwerfung unter die herrschenden Sitten oder Weltanschauungen. Ein Evangelium für Erwachsene ohne Fanatismus und Angstmacherei. Nichts was hinter die Aufklärung zurückfiele, sich ihr als Glaube aber auch nicht unterlegen fühlen müsste. Ingeheim, gleichsam wispelisch getarnt, fordert der Dichter-Pfarrer von Cleversulzbach eine Religion mit Sitz im Leben. Damit steht er seinen Freunden Vischer und Strauß zwar nahe, doch ihrer urprotestantischen Schelt- und Belehrsucht, ihrer geschichtsphilosophisch-hegelianischen Rechthaberei sowie ihrem

gänzlich unromantischen Rationalismus des wissenschaftlich ausgehärteten Arguments steht er innerlich denkbar fern.

Mörrike begreift in den zukunftsschwangeren 1830er-Jahren sehr wohl, wenn auch nicht ohne Melancholie, dass der spekulative, die Welt *in toto* deutende Pietismus (der durchaus auch als Synonym für Religion überhaupt verstanden werden kann) sein Ende erreicht hat, die große Kehre aber nicht eingetreten ist – also kein Reich Gottes auf Erden! Es bleibt den Zeitgenossen nun nichts anderes übrig, als sich aktiv einzurichten und an der Verbesserung einer Welt zu arbeiten, deren Erlösung erst für später vorgesehen scheint. Utopien sind auf den Boden zu holen und auf Brauchbarkeit hin zu überprüfen. Die Religion muss notgedrungen praktisch werden und ihre Nützlichkeit bei der Gesellschaftsgestaltung erweisen; all das gilt ebenso für die Wörter, aus denen die Prophetien seit alters gemacht sind. Wenn aber viel Heilsgewissheit zerbricht, dann werden die irdischen Dinge, wird selbst die Sprache zweifelhaft, sowohl als Mittel der Kommunikation zwischen Menschen wie auch zwischen Mensch und Gott.

Mörikes selbst in die historisch gewachsenen Wortformen eingreifende Komik ist eine frühmoderne Reaktion auf das Mürb- und Modrigwerden der Sprache in ihrer absoluten, gesetzhaften, bibelförmigen Verlässlichkeit. «Entzweiung», «Weltriß», «Epigonentum», «Ironie», so lauten die Leitbegriffe damaliger Zeitkritik. An den furchtbesetzten Bruchstellen angelangt, reagiert der eine dogmatisch, der andere – lacht. Nur der Humor, so scheint es, kann die Einheit der Welt noch einmal herstellen. Mörikes Wispel-Witze dürfen daher auch als Produkte forciert Sprachskepsis betrachtet werden, Jahrzehnte vor Hofmannsthals «Chandos»-Brief.

Wie die Sprachordnung, so wankt in der ausgebliebenen Endzeit auch die Weltordnung. Was wie ein sinnfreies Sprachspiel erscheint, könnte einer zweiten babylonischen Sprachverwirrung gleichkommen. (Damals war die Glossolie, das In-Zungen-Reden, der schwäbischen Spiritualität – vom Mystiker Seuse über den Prälaten Oetinger bis hin zum späten Hölderlin im Turm! – noch recht geläufig; und deren Nachfahr Mörrike wispelt nun):

I

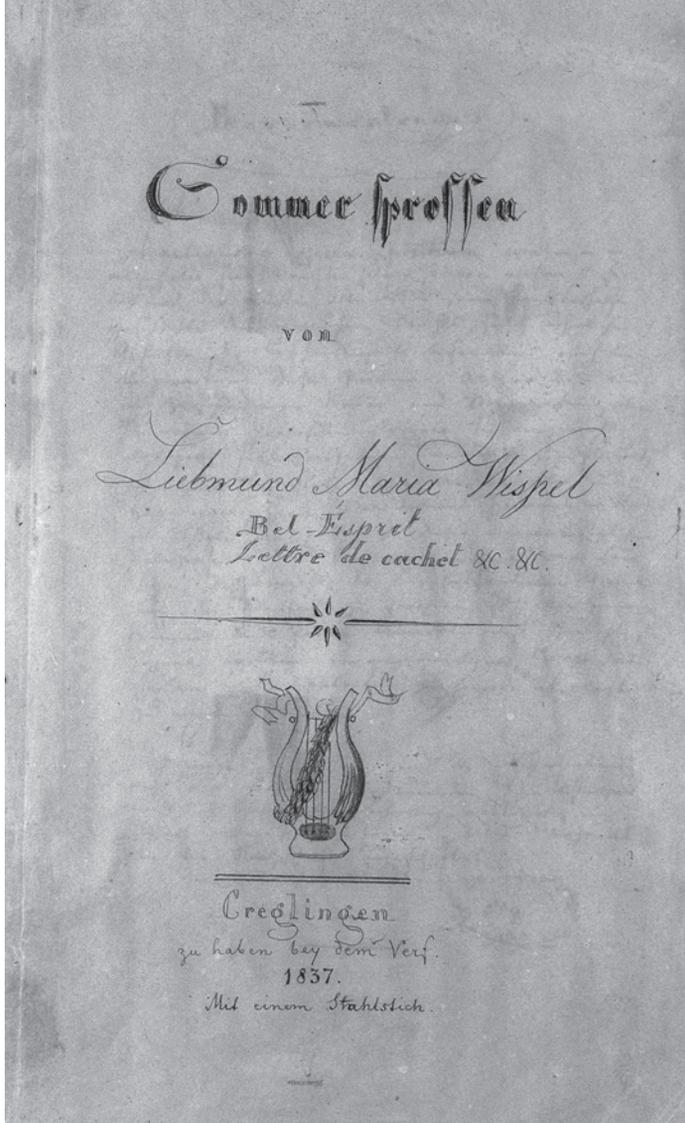
Der Kehlkopf

Der Kehlkopf, der im hohlen Bom
Als Weidenschuppe uns ergötzt,
Dem kam man endlich auf das Trom,
Und hat ihn säuberlich zerbätzt;
Man kam von hinten angestiegen,
Drauf ward er vorne ausgezwiegen.



«Wispel», gezeichnet von Eduard Mörrike. Einzelblatt vermutlich aus einem der «Mörikeschen Hausbücher».

Man begreift angesichts dieser himmelweit vom Sinnzentrum aller Sprache entfernten Verse aus den «Wispeliaden», dass deren Verlagsort ursprünglich nicht das gediegene hohenlohische Weindorf Creglingen, sondern das «Irrenhaus Marienthal» sein sollte. Allerspätestens hieran wird erkennbar, welcher grandioser weltliterarischer Vorgriff Mörrike mit seinen Wispel-Gedichten auf die kommende Nonsense-Poesie gelungen ist. Der Begriff kam zwar erst auf durch das 1846 erschienene «Book of Nonsense» des Briten Edward Lear. Doch während durch Lear in England eine nationale Tradition der Unsinnspoesie sich entwickeln konnte, blieben Mörikes «Wispeliaden» in Deutschland fast immer nur Geheimtipp. Gleichfalls recht nahe stehen die «Wispeliaden» aber auch der Nonsense-Lyrik Lewis Carrolls, des Autors von «Alice's Adventures in Wonderland», die eine volle Generation nach ihnen geschrieben wurde. Diese Lyrik entsteht gleichsam aus einer durch Kindermund neugeschöpften Sprache, nachdem die



Titelblatt der «Sommersprossen»: Sommersprossen / von / Liebmund Maria Wispel / Bel Esprit [Schöngeist] / Lettre de chachet [geheimer Haftbefehl] &c &c / Creglingen / zu haben bey dem Verf. / 1837 / Mit einem Stahlstich.

Götter alle Wörter zertrümmert und daraus eine Buchstabensuppe von ozeanischem Ausmaß angerührt haben. Doch auch diese neue, noch viel radikalere Poesie hat in Mörikes Wispeltönen zumindest

innerhalb der deutschen Literatur ihren einzigen, einzigartigen Vorläufer gefunden; und so klingt sie in einer deutschen Übersetzung:

Verdaustig war's und glasse Wieben
 Rotterten gorkicht im Gemank.
 Gar elump war der Pluckerwanck
 Und seine gabben Schweisel frieben!³

Im Zeitalter des Zickzack-Risses durch das Weltall, also der Moderne, bietet das Komische offenbar noch die einzige Chance zum Heil. Was das Komische außerdem so modern erscheinen lässt, hat Mörikes Freund, der Ästhetiker Vischer als erster ausgesprochen: nämlich dass es demokratisch sei, während das Erhabene, das Feierliche, das Pathetische (an dem Mörike gleichwohl festhielt) stets monarchisch oder zumindest meisterlich über den Köpfen der Allgemeinheit schwebt und nur durch Komik herabgezogen und demokratisiert werden könne.

Bleibt die Frage, wie weit Wispel auch diesen Spaß mitgemacht hätte ...⁴

ANMERKUNGEN:

- 1 «Bustkuchen», damit ist der Lehrer und Redakteur Johann Friedrich Wilhelm Pustkuchen-Glanzow gemeint, Herausgeber der Erziehungszeitschrift «Levana», der in den 1820er-Jahren als Parodist des «Wilhelm Meister» zu großer Berühmtheit gelangte. Der Rückgriff auf die «güldnen Ärse» weist Mörike als genauen Kenner der Luther-Originalbibel aus: Dort (1. Samuel 6,17) ist von den fünf «gülden Ersen» die Rede, die die Philister Gott als Schuldopfer darbrachten, nachdem sie des Raubs der Bundeslade überführt waren.
- 2 Dr. Paulus sowie die Professoren Steudel, Bahnmaier und Eschenmaier waren einflussreiche Theologen der Zeit; Osiander in Tübingen, damals auch ein bedeutender Verleger, hatte das umstrittene Strauß-Buch herausgebracht; «Christoterpe» hieß ein ebenfalls bei Osiander ediertes, von Strauß verantwortetes «Taschenbuch für christliche Leser».
- 3 Aus dem Englischen von Christian Enzensberger.
- 4 Alle Mörike-Zitate nach: E.M., Sämtliche Werke in einem Band, Carl Hanser Verlag, München 1964, hg. von Herbert G. Göpfert.